



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

I.

Die Censurfrage.

Aus der Schnelligkeit, womit den von den hiesigen Schriftstellern gemachten Schritten in Betreff einer liberalern Censurverfassung die weiteren Maßnahmen auf dem Fuße folgen, mag man entnehmen, daß man höhern Orts geneigt sei, diesen veralteten Zuständen einen neuen Lebensodem einzuhauchen und sie mit den Fortschritten des Lebens auf andern Gebieten in Einklang zu bringen. Es ist aber auch in Wahrheit die höchste Zeit, die Regungen des Geistes von den Centnerketten zu befreien, welche sie zur Unehre des ganzen Volkes tragen mußten, denn das Volk glaube ja nicht, daß es unter der drakonischen Strenge der Pressgesetze nicht gleichfalls mitleide, denn am Ende ist es doch nur das Volk allein und in Gesamtheit, welches unter dem Censurdruck schmachtet, denn der Einzelne, der Schriftsteller, zieht sich im schlimmsten Falle von dem literarischen Felde zurück, auf dem die mittelalterlichen Gesetze einer anachronistischen Staatsanschauung lasten, und seine Talente werden ihm immer noch eine Bahn aufschließen, die ihn ernährt, wenn auch sein besseres Selbst bei dieser gräßlichsten aller Entsayungen untergeht oder in Menschenhaß umschlägt. Dabei hat der deutsche Schriftsteller in Oesterreich nicht einmal den gemeinen und unmoralischen Trost, daß nicht er allein den Knebel im Munde führe, sondern sehr zahlreiche Leidensgenossen zähle; getheilte Leiden sind nur halbe Leiden, sagt der nach Kaimtschatka verbannte Graf Benjowsky bei Kogebug; aber der deutsche Schriftsteller in Oesterreich hat sie vollends ungetheilt zu tragen die sauern Leiden seines Standes, denn ringsumher sieht er sich von glücklicher gestellten Völkerschaften umringt, die unter demselben Scepter leben und gleichwohl einer größern Redefreiheit genießen. Ich will nicht einmal der ungarischen Presse gedenken, gegen welche die unsere dasteht wie ein zitternder Schuljunge neben einem Universitätsjünglinge, indem Ungarn in andern Verhältnissen lebt und webt, als wir, sondern bleibe be-

scheiden bei den Provinzen Italien und Böhmen stehen, wovon das letztere gleichfalls das Glück hat, zu den censurgesegneten deutschen Bundesstaaten zu zählen, in denen man gleich zwanzig Bogen lange Reden halten muß, um nicht für ein verdächtiges Individuum gehalten und als solches überwacht zu werden. Wenn unter k. k. österr. Censur Schriften wie jene des Grafen Thun und einiger anderer nationalböhmischer Autoren gedruckt werden können, so muß wohl der Wiener Schriftsteller zuletzt auf den revolutionären Gedanken gerathen, ob denn die Leute hier gar so heißblütig und unruhfüchtigen Geistes seien, weil dasselbe Wort, dieselbe Idee, welche in Prag passirt, in Wien beanstandet werden muß? Ja welche unerquickliche Stellung das deutsche Element durch diese entehrende Ausnahmslage bekommen, welcher Spott, ja welche Verachtung auf dem Deutschtum in Oesterreich trotz seiner äußeren Hegemonie lastet, das weiß nur der nach seinem ganzen Umfange zu würdigen, welcher die Gelegenheit hatte, die Provinzen zu bereisen und Männer aller Nationen, aus denen die Monarchie besteht, über diesen Punkt zu sprechen. Von einer geistigen Anerkennung ist da gar keine Spur, überall stößt man auf spöttisches Lächeln und drohende Zukunftsgeberden, sobald von der Centralbedeutung des deutschen Wesens die Rede, und mehr als einmal hört man die Aeußerung, die Monarchie halte sich zwar durch das Gleichgewicht der Ruhe, aber kein geistiges Band festete das Verschiedenartige zu einem festverbundenen Ganzen.

Man muß bis ins Innerste betrübt werden, wenn man solche Zustände herausliest und dabei bedenkt, wie dies alles so ganz anders und gewiß auch besser sein könnte, wäre von jeher dem germanischen Wesen ein freierer Spielraum gewährt worden; Millionen, die der physische Zwang erforderte und die militärischen Rüstungen verpufften, würden im Staatsschätze geblieben sein, und die Waffen des Geistes hätten die Arbeit der Bajonette, wenn auch nicht mit mehr Erfolg, doch sicher mit weniger Kosten übernommen und ins Werk gesetzt. Dadurch aber, daß Oesterreich immerdar den Geist geringschätzte und die materiellen Kräfte bevorzugte, legte es sich eine ungeheure Bürde auf, welche nothwendig mit einer Abspannung dieser überbotenen Kräfte enden muß. Die Harmonie ist gestört, und der zurückgesetzte Theil kann nur durch Verdopplung des bevorzugten Theils in der ihm zugetheilten Rolle festgehalten werden; und auf diese Weise entsteht eine krankhafte Ueberspannung des herrschenden Princip, die sich in Finanzkrisen Luft macht, denn das Geld ist das Blut der modernen Staaten, und wenn dieses zu fiebern anfängt, so muß in irgend einem Theil des Körpers, sei es im Kopf oder im Magen, ein Uebel ausgebrochen sein. Aus den jüngsten Vorgängen scheint indeß hervorzugehen, daß die Leiter des Staates diese Nachtheile von der gedrückten Stellung der Deutschen gar wohl erkennen und die Arena aufschließen

wollen, in der der Germanismus die Ueberlegenheit seines Geistes herrlich erproben könne; zum mindesten muß es es befremden, wenn Männer, deren Stellung oder Sinnesart kein oppositionelles Hervortreten zulassen, sich plötzlich an die Spitze einer Unternehmung stellen, deren Tendenz nichts Geringeres, als eine vollständige Verwandlung der Geistesbevormundung bezweckt und ohne Zweifel von solcher Seite nicht in Anregung gebracht würde, wenn nicht die sicherste Hoffnung vorhanden wäre, daß der Sache Willfährigkeit winke. Unter solchen Umständen scheint auch die Ansicht unbegründet, die in der ganzen Angelegenheit bloß ein geschicktes Manöver erblicken will, durch das die Censur der mit geistlichen Elementen vielfach versehenen Hofstudienhof-Commission in die Hände gespielt werden soll, denn ohne Zweifel wird in diesem Falle die genannte Behörde eine ihrem neuen Zwecke angemessene Organisation erhalten, und der Clerus nur in Dingen mitsprechen dürfen, wo ihn sein Beruf zum Sprechen berechtigt.

2.

Kirchenreform. — Anklage gegen Preußen. — Monument. — Die Pensionen der Staatsdiener und der Offiziere. — Beamtencolibat.

Die religiösen Vorgänge in Norddeutschland berühren die öffentliche Aufmerksamkeit hier nur sehr oberflächlich und werden von der Mehrzahl bloß vom politischen Standpunkt betrachtet, weniger aus dem kirchlichen. Der aufgeklärte Theil der Katholiken hat nicht die Absicht, das Joch zu wechseln, und es haben dieselben in den Schicksalen des Protestantismus zur Genüge kennen gelernt, wohin die Identifizierung des Staates mit der Kirche führe, und wie am Ende doch die religiöse Freiheit da aufhöre, wo die Staatsgewalt den Grenzstein setzt. Was sie wollen, ist vielmehr eine Lüftung der Hierarchie in der Art, daß die strenge Monarchie der katholischen Kirchenverfassung im Geiste der Zeit mit repräsentativen Elementen vermählt werde, damit die Reform da, wo sie dringend nothwendig und im Interesse der Kirche selbst nicht mehr aufzuhalten sein dürfte, sich Bahn brechen und ins Volksleben übertreten könne. Man bezweckt keinen Austritt aus dem Verband der römisch-katholischen Kirche, keine Unabhängigkeit vom Papste, weil man weiß, daß man mit diesem Austritte ganz und gar dem Staate anheimfällt und die gepriesene Unabhängigkeit mit einer noch härteren Abhängigkeit von der weltlichen Macht erkaufte werden muß, denn während jene bloß moralische Verbindlichkeiten auferlegt und eine geistige Fessel anlegt, macht diese alsbald juristische Verpflichtungen daraus und verwandelt wohl gar in gewissen Fällen die geistigen Fesseln mit klirrenden Ketten. Man verzichtet darum gern auf die Insurrection, die Ronge und Czarski im Norden Deutschlands erweckt, und bescheidet sich mit der Reform, welche allmählig auf die Aufhebung des Colibats und andere prak-

tische Mißstände gerichtet sein müßte. Freilich dürften derlei Verbesserungen im innern Haushalt der katholischen Kirche für den Augenblick kaum zu gewärtigen sein, allein es können allerdings Ereignisse eintreten, welche eine dahin zielende Initiative im Schooße der Geistlichkeit selbst erzeugen, und wo die Hierarchie das Unwesentliche opfern wird, um das Wesentliche zu retten. Die Hoffnungslosigkeit des Augenblicks berechtigt den echten Katholiken eben so wenig zum Abfall von der Kirche, als den echten Patrioten eine reactionäre Politik dazu bewegen wird, mit dem Ausland gemeinschaftliche Sache zu machen und auf dem Wege verrätherischer Verbindungen ersehnte, aber verweigerte Reformen ins Dasein zu rufen. Die höhere Geistlichkeit ist bei uns geneigt, die kirchlichen Wirren Norddeutschlands lediglich als einen Ausfluß preussischer Politik zu betrachten (?), deren Tendenz es sei, die heterogenen Theile des Staatsgebietes zu assimiliren, und die zu diesem Zwecke allerdings trachten müsse, die ihr widerstrebende Macht des Katholicismus zu brechen. Nachdem solches bei den bekannten Vorfällen in Köln und Posen durch äußere Mittel nicht gelungen, so möchte man jetzt versuchen, denselben Zweck durch Ausaat innerer Kämpfe im Schooße der katholischen Gemeinden selber zu erreichen. Indem die katholischen Gemeinden sich vom Papste lossagen, fallen sie nothwendig ganz und gar in die Hände der Staatsgewalt, deren Schutz sie anrufen, und die preussische Regierung gewinnt auf diese Weise gehorsame, vom Vatican unabhängige Unterthanen, ohne ihren religiösen Ueberzeugungen irgend einen Zwang angethan zu haben.

Das Geburtsfest des Kaisers ist gefeiert worden, ohne daß die gehoffte Enthüllung des Franzen-Denkmales im Amalienhof der Kaiserburg stattgefunden hätte. Wie man vernimmt, haben sich der Vollendung dieses Denkmales, womit der Mailänder Bildhauer Marchesi betraut ist, Schwierigkeiten eigenthümlicher Art entgegengestellt, indem in Betreff der für das Monument bewilligten und im Voraus gezahlten Summen eine Unordnung eingerissen sei, die sich nicht leicht näher bezeichnen läßt. Nun vertröstet man das Publicum wieder auf den Herbst, in dem auch die feierliche Eröffnung der Staatsseisenbahnstrecken bis Prag und Cilli stattfinden soll.

Die Regierung ist dermalen mit der Ausarbeitung eines Pensionsgesetzes für Militär- und Civilstaatsdiener beschäftigt, von dem einzelne Paragraphen als Gerüchte ins Publicum dringen und von diesem leider wie fertige Thatfachen behandelt werden. Um dies zu können, muß man nothwendig das vollständige Erscheinen des Pensionsreglements abwarten. In dem gegenwärtig noch bestehenden Reglement findet sich des Widersprechenden, Grellen und Verletzenden gar Vieles und gleichwohl leidet das durch Ausnahmen entstellte Gesetz doch wieder an dem Fehler, daß es den Staatschatz übermäßig belastet. Vorerst sollte der Gegensatz in der Behandlung der Civil-

und Militärstaatsdiener ausgeglichen werden, indem bis jetzt in den meisten Fällen der verdienstvolle, unter den Waffen ergraute, wohl gar mit Wunden bedeckte Offizier dem letzten Kanzleischreiber nachgesetzt war, sobald es sich um Versetzung in den Ruhestand handelte. Der Offizier wird niemals, er mag noch so lange gedient haben und noch so tüchtig gewesen sein, mit vollem Gehalt pensionirt, sondern stets nur mit dem seiner Charge anklebenden Pensionsbetrag, indeß der Civilstaatsdiener nach Vollendung seines vierzigsten Dienstjahres jederzeit die volle Besoldung als Ruhegehalt bekommt. Die Pension eines Lieutenants beträgt 200 fl., die eines Oberlieutenants 300 fl., die eines Capitäns 400 fl., die eines Hauptmanns 600 fl., die des Majors 800 fl., des Oberlieutenants 1000 fl., des Obersten 1200 fl., des Generalmajors 1500 fl., des Feldmarschalllieutenants 2000 fl., nur der Feldmarschall wird in diesem Sinne in der österreichischen Armee niemals pensionirt, sondern genießt seinen vollen Aktivgehalt von 18,000 fl. bis zum Tode. Vergleicht man nun die Pension eines Civilstaatsdieners mit der eines Offiziers, so wird man finden, in welchem Mißverhältniß meistens die beiden Theile stehen, sobald man außerdem noch auf den gegenseitigen Rang Rücksicht nimmt, denn bekanntlich sind die österreichischen Civilstaatsdiener nach Militärchargen rangirt, so zwar, daß ein Kanzlist den Rang eines Hauptmanns, ein Hoffsekretär den eines Oberstwachtmeisters, ein Regierungsrath den eines Obersten und ein Hofrath den eines Generalmajors besißt. Nun bezieht aber der Kanzlist im Pensionirungsfalle nach vollendeter vierzigjähriger Dienstzeit einen Ruhegehalt von 800 — 1000 Gulden, indeß der ihm im Range gleichstehende Hauptmann im besten Falle bloß 600 Gulden erhält, der Hoffsekretär 1800 — 2000 fl., der ihm gleichstehende Major nur 800 fl., der Hofrath 4000 — 5000 fl., der gleichrangirte Generalmajor nur 1500 fl., der Regierungsrath 2500 — 3000 fl., der gleichgestellte Oberst bloß 1500 Gulden u. s. w. mit einem Wort der Unterschied ist augenfällig und wird noch empfindlicher, sobald derselbe Contrast sich zwischen zwei Militärs selber feststellt. So kann es z. B. geschehen, daß ein junger Lieutenant, der eben aus irgend einer Bildungsanstalt getreten, durch irgend einen Unfall oder eignes Verschulden in Ruhestand versetzt werden muß, und um dieselbe Zeit tritt der Fall ein, daß ein alter grauer Offizier, der sich in vielen Feldzügen hervorgethan und nach langer Dienstzeit zum Lieutenant avancirt wurde, gleichfalls pensionirt wird; diese beiden ganz verschiedenen Männer werden nun über denselben Leift geschlagen und jeder von ihnen mit 200 fl. Ruhegehalt abgefunden, was denn doch nicht ganz billig scheint. Ja, ist es nicht eine schlechte Aufmunterung für den tapfern Krieger, der verstümmelt aus dem Kampfe zurückkehrt, wenn ihm eben nur derselbe Lohn in alten Tagen zu Theil wird, wie ihn der Müßiggänger des Garnisonslebens, der Wachtstudenheld,

gleichfalls davon trägt? Gewiß in hohem Grade seltsam, daß die Dienstzeit des Bureaudieners nach Jahren abgestuft und in diesem Verhältnisse bedacht wird, indes jene des Soldaten, wo oft ein bewegtes Jahr alle vierzig Dienstjahre eines Kanzleimenschen aufwiegt, was Aufreihung der Lebenskräfte betrifft, blos in Bausch und Bogen abgethan wird!

Es heißt, daß man das Heirathen der Beamten durch Cautionslegung erschweren wolle, damit der Staatsschatz nicht durch Pensionen behelligt werde, da die Rechnungen aller Rentenkassen ausweisen, daß Frauen im Durchschnitt sich eines längern Lebens erfreuen, als die Männer, und man stets mehr Witwen findet, als Witwer. Doch können wir an dieses leere Gerücht durchaus nicht glauben; abgesehen davon, daß die Pensionen der Staatsdienerwitwen durch die sehr beträchtlichen Abzüge bei Beförderungen der Männer hinlänglich gedeckt sein dürften, haben sich dem Vernehmen nach auch sämmtliche über diesen Punkt befragten Behörden einstimmig gegen die Annahme solcher Zwangsmaßregeln ausgesprochen, weil sie die Sittlichkeit der Staatsdienerschaft untergraben und ihr Ansehen in den Augen des Publicums nicht wenig gefährden müßten. Und in der That, wie wollte die Staatsgewalt diesen Schritt nur einigermaßen motiviren? Sind der Klöster etwa zu wenige, um noch die ganze Beamtenschaft zum Sölibat zu zwingen? Wie schlecht würde sich ein solches Gesetz mit den frommen Vorkehrungen auf andern Gebieten vertragen, da es ganz offen die Einwilligung zum Concubinat enthält? Und zudem wäre es wirklich bis zum Erdröthen demüthigend für jeden Einzelnen dieses Standes, wenn dem letztern jenes Recht entzogen würde, womit bis jetzt der Begriff einer festen, des Mannes würdigen Stellung verknüpft war, nemlich das Recht, ein Hauswesen zu begründen. Der Geringste im Volke genießt noch dieser selbst dem Thierreich nicht mißgönnten Freiheit, und der Diener des Staates, der sich als der Wächter der Moralität geberdet, sollte als Paria der Schöpfung erklärt werden? Doch was sage ich, die Partas in Indien genießen ja das Recht der Ehe und dürfen sich ohne Zwang vervielfältigen; es müßte daher früher noch eine Preisaufgabe ausgeschrieben werden, zur Erfindung eines passenden Ausdrucks zur Bezeichnung des gebrandmarkten Zustandes einer solchen Klasse. Man berufe sich da nicht etwa auf die für den Militär geltenden Vorschriften, welche in einem ähnlichen Geiste abgefaßt sind, denn was dort gut und nothwendig, das ist es nicht hier. So lange es stehende Heere gibt, so lange wird es zur Erhaltung des militärischen Geistes erforderlich sein, die Familienbande so viel als möglich von den Truppen ferne zu halten und die auf moralische Unruhe basirte Beweglichkeit der Armee nicht zu zerstören, indem man ihr den Hafen der Ehe öffnet. Anders verhält es sich dagegen mit dem Beamten, dessen Pflichttreue häufig

in seinem Familienleben wurzelt, der keinen Beruf hat, worin die Ehe als Hinderniß auftritt und wo eine Beschränkung derselben nicht allzu sehr nach Finanzweisheit schmecken würde.

Im Hofburgtheater ist Webers *Spartacus* über die Bretter geschritten, das Werk eines feurigen Dichtergeistes, der von der Bühne so viel weiß, daß es da eine Courtine gibt, die man herabläßt, und Coulissen, die man verschieben kann, so oft man es will; mehr eben nicht. Allein dies Alles läßt sich noch lernen, und das, was sich nicht lernen läßt, ist bereits da und verspricht für die Zukunft Vollenbetes. Der Dichter führt uns in *Spartacus*, dem kühnen Gladiator, der der Fechterschule zu Capua entsprungen, den Vorkämpfer jenes Liberalismus vor, der bei der Proclamirung der Menschenrechte stehen bleibt und Alles gethan zu haben glaubt, wenn er die individuelle Freiheit sicher gestellt. Ihm entgegen tritt in den Massen des Sklavenheeres der kommunistische Instinct, der in allen Unglücklichen steckt, und welcher sie anspornt, über dieses Ziel hinauszugehen und nicht bloß Hungerfreiheit, wie im Stücke selbst gesagt wird, sondern volle Besitzfreiheit zu genießen. In diesem Zwiespalt des Strebens und der Meinungen geht *Spartacus* unter, dem seine Gattin Graja rath, Rom zu stürzen und sich selbst einen Thron zu erbauen. Man weiß nicht, ob der Dichter in diesen dramatischen Geschichten die Geschichten der Menschheit in ihren jüngsten Phasen hat abschildern wollen, aber dies ist gewiß, daß sie eine große Analogie beweisen, zudem Herr Löwe, der Darsteller der Titrolle die Maske Napoleons gewählt, wie er auf dem allbekanntesten Bilde des Malers Delaroche zu sehen, wo er mit dem nach aufwärts gebeugten Lorbeerkranze auf dem Haupt, bleich und ernst erscheint. Der Erfolg war aufmunternd, obschon die Freunde des Autors am ersten Abend entschieden zu stark aufgetreten sind.

Der Hintritt des obersten Kämmerers des Kaisers, des hochbetagten Grafen Czernin, als dessen Nachfolger man den jetzigen Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnigky bezeichnet, macht die endliche Uebertragung der Censurgeschäfte an die k. k. Studienhofkommission um so leichter, als jest der Schein der Gründe, der mit einer solchen Entziehung eines wichtigen Geschäftszweiges in vieler Augen verknüpft sein würde, hinwegfällt, und nunmehr diese heilsame Veränderung eintreten kann, ohne irgend Jemand zu kränken.

II.

Aus Hamburg.*)

Charakteristik der Stadt. — Rückblick auf den Winter. — Die Elbe.

Es gibt wenige Orte von der Bedeutung, wie Hamburg, über die sich verhältnißmäßig so wenig schreiben läßt; nicht als ob sich da-

*) Verspätet.

bei das Gleichniß von der tugendhaften Frau anwenden läßt (ein Gleichniß, das, beiläufig gesagt, für unsere Zeit, die vor Allem zu thatkräftigem Handeln berufen ist, überhaupt nicht recht mehr passen will), sondern weil in Hamburg wirklich fast nichts geschieht. Man geht hier seinen Weg den einen Tag wie den andern, d. h. man treibt mit der unermüdtlichsten Thätigkeit vom Morgen bis zum Abend Handelsgeschäfte. An Geist ist Hamburg gerade nicht arm, wohl aber an geistigen Bestrebungen; mit der Politik ist man recht gut bekannt, treibt aber nicht selbst Politik. Man sieht es nur zu häufig den Hamburger Berichterstattern in auswärtigen Blättern an, in welcher Verlegenheit sie sich befinden, wenn sie einmal das stereotype Thema von Theater und Kunst und was sonst mit oder ohne Fug dahin gehört, verlassen haben, und wie oft sie auf elende Klatschereien verfallen, die man hier belächelt. Das liegt zum Theil wohl auch daran, daß diejenigen, die da schreiben, nicht selten den eigentlichen Bewegungen des Hamburger Lebens sehr fern stehen. Vielleicht läßt sich dasselbe auch von andern Städten sagen; wenigstens kann ich mir für das Gewäsk, das man oft unter der Firma einer Correspondenz schwarz auf weiß zu lesen bekommt, kaum einen andern Entstehungsgrund denken. In Hamburg ist obendrein das Staatsleben bis dato leider nur das Monopol der Aristokratie, d. h. der Reichen, bedeutender Leute, die ein Bankfolium besitzen und ausgebreitete Geschäfte treiben. Den Uebrigen bleibt die gloria parendi.

Es setzt mich recht oft in Verwunderung, wenn ich mit mathematischer Genauigkeit demonstriert lese, wie Handel und Bedeutung Hamburgs abgenommen haben; ich bin vielleicht zu sehr Hamburger, als daß ich dergleichen leicht glauben könnte. Einmal sehe ich jedoch, wie häufig nur Unkunde, noch öfter Neid es sind, die dergleichen Prophezeihungen hervorrufen. Sie sind jetzt nicht zum ersten Male gesagt, und ich will mich von Herzen freuen, wenn sie noch recht oft mit demselben Erfolg wiederholt werden. Sodann bleibt mir jedenfalls die Genugthuung, daß der jetzige Augenblick wenigstens allen jenen Befürchtungen total widerspricht. Welche Geschäftigkeit im Hafen, welche Lebhaftigkeit im Verkehr! Durch die Wiedereröffnung der Schifffahrt hat der Handel einen so ungeheuren Anstoß bekommen, daß es den Geschäftsmännern fast an Händen und Zeit gebricht, um nur den ersten, nothwendigen Forderungen zu genügen.

Es erfordert in der That eine geschicktere Feder als die meine, um die Spannung zu schildern, mit der man dieses Jahr den Eisgang der Elbe begleitete. Mit Ausnahme weniger Tage zu Anfang Februar hatte die Elbe vier Monate lang in Eis und Schnee erstarrt gelegen. In der ganzen langen Zeit war mit dem Aufhören der Schifffahrt fast jede nützliche Thätigkeit gehemmt und immer träger schleppte sich der Handel dahin. Der Geschäftsmann ging zwar an

die Börse aus Gewohnheit, — denn welcher Geschäftsmann wird die Börse versäumen? — und wenn ihn der Zustand der Dinge verdross, so war es der Arme, der Arbeiter, der allein an die Arbeit seiner Hände gewiesen ist, zunächst die da litten. Umsonst hofften sie auf Gelegenheit zum Verdienen, sie kam nicht, und doch mußten sie, mußten ihre Familien leben; erst ging der sauer erworbene Sparpfennig darauf und endlich mußte man zum Pfandleiher seine Zuflucht nehmen. Ueber Alles hatte der Winter seine eisige Decke ausgespannt, alle Arbeiten hatte er unterbrochen, halb angefangene Häuser, halbe Straßen harrten nur des Augenblicks der Befreiung, um aus ihrer starren Leblosigkeit herauszutreten.

Und er kam endlich, der Augenblick; die Ostern brachten uns zwar noch Schnee und Eis die Hülle als Andenken und Ueberbleibsel des vergangenen Ungemachs, aber auch die langersehnte milde Wärme, die es schmelzen, die die Natur zu neuem Leben hervorrufen sollte. Die Westwinde waren eingetreten mit ihren steten Begleitern, Sturm und Regen. Wir aber achteten nicht des schlechten Wetters, wir freuten uns nur der bevorstehenden bessern Zukunft, wir dachten an die nahende Zeit der Rührigkeit, des wiederbelebten Verkehrs, wir sahen endlich wieder einer freien Elbe entgegen. Auch ich ging seitdem jeden Tag zum Hasen, um das Fortschreiten des Eisgangs zu beobachten. Am ersten Tage fand ich noch wenig verändert, der Frost war zu allgewaltig gewesen, zu stark war der Widerstand der mehr als zwei Fuß dicken Eisrinde. Nur im Hasen selbst war das Eis bald entfernt und hier entsprang bald eine, wenn auch im Anfange nur noch kümmerliche Thätigkeit. Eben so war es an den nächstfolgenden Tagen. Es rückte doch gar zu langsam vorwärts, noch konnten Schlitten, selbst schwerbefrachtete Wagen auf der sonst so launischen Elbe ungestört ihr Wesen treiben. Es fehlte ein Sturm, der mit Riesennacht das Eis sprengte und auseinanderhob, es hinübertrieb auf die Inseln, um dort, Niemandem zur Last, seiner endlichen Vernichtung entgegenzusehen. Endlich aber, als ich wieder hinging, da wehte es mir mit Macht entgegen, mit furchtbarem Wüthen tobte der Sturm in den Lüften, es schrie, es heulte, es pfiß, als sollte dem Winter ein seiner wüthiger Grabgesang gesungen werden. Da stand ich auf dem so malerischen Stintfang, vor mir die weite Elbe, deren gegenüberliegendes Ufer mit seiner flachen Hügelreihe nur noch in bläulichem Dunst gehüllt erschien, zu meinen Füßen der Hasen mit den vielen vom Frost überraschten Schiffen, rechts das wie in einem Garten sich erhebende Altona, links die unabsehbare Häusermasse Hamburgs, da stand ich, kaum fähig, gegen die Macht des Sturms meinen Platz zu bewahren; da sah ich, wie das Eis durchbrochen war, wie hier und da schon ein einzelner Streifen Wasser sich Bahn gebrochen, wie die ganze ungeheure Eismasse von Fluth und Sturm

gepeißelt der Stadt zuzog, um nach wenigen Stunden mit der Elbe wieder dem weiten Meere zugetrieben zu werden. Es war ein außerordentlicher Anblick! Schon sah ich im Geiste wieder die Elbe offen mit ihren gelblichen Wogen, wie sie nach langem Harren stolze Schiffe auf ihrem Rücken dem langesehnten Hafen zuführte, und was heute nur Erwartung war, konnte ja schon in wenigen Tagen zur Wirklichkeit werden.

Ganz früh am andern Tage war ich wieder an der Elbe. Es hatte, seitdem ich zuletzt da gewesen war, fortwährend mit voller Wuth getobt; die ganze Nacht hindurch war ein Krachen, ein Bersten in den Lüften gewesen, als sollten die Fugen Hamburgs auseinander gerissen werden. Ich trat wiederum hinaus auf den Stintfang, um von da aus mit einem Ueberblicke den mächtigen Strom zu überschauen. Welche Veränderung! Wo gestern ungeduldig große Eisblöcke drängten und sich auf einander schoben, da erblickte ich jetzt in eifriger Bewegung die Wellen des Wassers. Die Elbe war frei! Der Sturm hatte gewirkt, mit Macht hatte er hineingegriffen und in wenigen Stunden sein Werk vollendet. Wie zu erwarten war, hatte die durch den Wind hoch aufgetriebene Elbe bei ihrem Rückgange in's Meer die Eismassen hinweggeführt, oder sie auf die niedrigen Elbinseln abgelagert, oder mit reichlichem Wasser getränkt auf den Grund geschoben. Nur hier und da schwammen auf der aufgeregten Flut noch Eisrümpfer, aber morsch und weich und jedem kräftigen Anstoße weichend. Trotz der frühen Stunde und des Unwetters, waren wie gestern eine Menge Leute zur Beobachtung der eingetretenen Veränderung gekommen, allenthalben nur frohe Gesichter, allenthalben Stauern über den so schnell eingetretenen Wandel.

Indessen so schnell, wie wir hofften, sollte das Ziel doch nicht erreicht werden; noch einmal nahm der Winter alle seine Kraft zusammen, um unsere Erwartungen auf mehrere Tage hin zu täuschen. Schon rüstete man sich in Cuxhaven zur Abfahrt, mehr als dritthalbhundert reichbeladene Fahrzeuge, und allen voraneilend kamen neue große, englische und französische, Seedampfschiffe die Elbe herauf bis zwei Meilen vor Hamburg. Hier aber mußten sie halten, denn hier hatte sich eine förmliche Eismauer von dem die Oberelbe herabgekommenen Eise gebildet, das, durch immer neuen Andrang und Nachfröste verstärkt, das ganze Fahrwasser verspernte. Hier mußte menschliche Thätigkeit eingreifen, und gerüstet wie man in Erwartung des da Kommenden in Hamburg war, gelang es nach einer mehr als vierundzwanzigstündigen angestrengten Sprengarbeit, auch dieses Hinderniß zu beseitigen, und vom freudigen Hurrahruf der Zuschauer begleitet, trieb auch dies Eis, die letzten Zeugen des Winters, dem Meere zu. Endlich — am 2. April — kamen, im Angesicht von unzählbaren Zuschauern, die die ganze Umgegend bedeckten, die Dampfer an, einer

nach dem andern, brausend und zischend. Das war der erste wahrhaftige Beginn der Schifffahrt nach einer Unterbrechung von vier Monaten. Segelschiffe kamen erst drei Tage später, denn diese sind durch Wind und Wetter an Rücksichten gebunden, von denen ein Dampfschiff nur wenig kennt.

Es ist ein eigenthümlicher, ein herrlicher Anblick, ein Schiff und nun gar eine ganze Reihe von Schiffen mit hochaufgespannten Segeln einherfahren zu sehen. Allmählig, so wie Wind und Wetter nur einigermaßen günstig waren, kamen sie alle herauf von Cuxhaven, um hier den Hafen zu füllen, aus dem man vorher schon in Erwartung des da Kommenden so viel weggeschafft hatte, als nur möglich.

In der That, wir Hamburger sind bis jetzt sehr gnädig von der Natur behandelt worden, sie hat uns wohl noch den großen Brand zu Gute geschrieben. Während anderswo fürchterliche Ueberschwemmungen wütheten, hat sie sorgsam von uns jedes Ungemach entfernt, und wie Vieles fürchtete man hier nicht! Wäre z. B. die Elbe mit einem Nordwest (der gewöhnliche Frühjahrswind), statt, wie es geschehen, mit einem Südwest aufgebrochen, so hätte in der reichen zu Cuxhaven gelagerten Handelsflotte ein unermessliches Unglück stattfinden können; dagegen gewährt kein Wind dort so sichern Schutz, als der Südwest. Wir haben übrigens einen recht anständigen Begriff von der Macht der Ueberschwemmungen bekommen, denn die Masse Wasser, die von der Oberelbe herab hier vorbeizog, ist so groß, daß nun schon fast seit drei Wochen der Andrang desselben die Flut nicht hat bis zur Stadt kommen lassen, eine höchst seltene Erscheinung, und dennoch ist der Wasserstand sehr hoch. Außer aller Gefahr sind wir indes noch immer nicht, die Stadt selbst möchte weniger leiden, aber viele Theile des Stadtgebiets, die bei ihrer niedrigen Lage nur durch Deiche sich schützen können, und derselbe leidige Nordostwind könnte im Verein mit dem Oberwasser die Elbe zu einer solchen Höhe treiben, daß alle Deiche nichts dagegen vermöchten. In den Bierlanden namentlich, dem bekannten Obst- und Gemüsegarten Hamburgs, ist man auf das Aeußerste gefaßt, und läßt es begreiflicher Weise an keiner Anstrengung fehlen, dem Unglück zu wehren.

Ich habe indessen so viel vom Wasser, ich will hoffen, nicht gerade Wässeriges, geschrieben, daß ich fast fürchten muß, Ihre binnländischen Leser möchten an einem solchen für uns freilich sehr wichtigen Thema schon hinlänglich genug haben. Ich will Ihnen daher von andern Dingen erzählen, von unsern journalistischen, überhaupt wissenschaftlichen Zuständen, vom Treiben und Leben in Hamburg, wenn Sie das interessiren kann, und noch mancherlei Anderem, doch nichts vom Theater und nichts von Schauspielern. Ich verstehe mich auf Beides zu wenig, und möchte doch nur von dem sprechen, worüber ich mir ein Urtheil zutraue.

III.

Die erste Schriftstellerversammlung in Leipzig.

Sie hat wirklich stattgefunden! Neun und neunzig Köpfe waren beisammen. Jede Altersstufe, jede Gesinnungsfahne, jede Literaturnüance hatte ihre Vertreter. Silberhaare und Jugendlocken, krebsfüßige Conservative und siebenmeilenstiefliger Radicalismus, mondbe-glänzte Lyrik und Differential-Bölle-Phantastie, Panialiduftige Salonsliteratur und kurzstämmige Volkskalender, hastiger Journalismus und behagliche Romancorpulenz, gehekte Bühnendichtung und mord-süchtige Kritik, ungekammte Originalitätsfucht und geschmeidige Ueber-segungskunst, schwäbische Gemüthlichkeit und berliner Ironie. Jedes fand seine Repräsentanten bei diesem sonderbaren Congresse. Drei volle Tage haben wir debattirt vom Sonnenaufgang bis zum Sonnennie-dergang mit einer Ruhe, mit einer Besonnenheit, mit einer parlamen-tarischen Regelmäßigkeit, mit einer militärischen Disciplin, wie kein Grenadierregiment sich dessen besser rühmen kann.

Man hat auswärts behauptet, wir würden uns blamiren, wir aber haben diese Vorurtheile zu Schanden gemacht, wir gingen am Abend der drei Leipziger Tage mit großer Selbstzufriedenheit aus einander.

D hätten wir uns blamirt! Die traurigste Blamage liegt aber darin, daß wir uns nicht blamirt haben. Keine Versammlung agio-tagelustiger Actionäre, kein Meeting englischer Kattunfabrikanten kann mit größerer Nüchternheit seine Calculs auseinandersetzen. Kein kur-hessisches Parlament kann mit unwickeltern Rudern den Jordan der Discussion durchschiffen. Wir sprachen von Verlagsrechten durch vier-undsechzig Paragraphen und die Berleger ringsum auf den Zuhörer-bänken starrten mit offenem Munde, erschrocken über die kaltblütige Praxis, über die mercantile Erfahrung, die aus einem Kreise ertönte, den sie bisher als ein patriarchalisches, träumerisches Volk ihrem väter-lichen Gouvernement unterworfen sahen. Sind wir die Buchhändler, fragten sie sich, oder sind es diese? Wehe uns! Die Schriftsteller sind Buchhändler geworden — wer wird nun Schriftsteller sein?

In drei Paragraphen wurde die Einführung von Schiedsge-richten (unter Literaten, Buchhändlern ic.) verhandelt und angenom-men; wir berührten unmittelbar das Feld der Rechtspflege, der wun-desten Stelle im deutschen Staatenleben. Aber Niemand erhob sich zu einem begeisterten, zündenden Worte. Ihr Revolutionsriecher, die ihr die Mainzer Advocatenversammlung verboten habt, hättet ihr die stille Gemüthlichkeit beobachten können, mit welcher wir über den vulcanischen Boden hinweg kletterten, ihr hättet Euch reuig die Köpfe gekragt über die unnöthige Vorsicht, die zur alten Unpopularität noch

neue häufte. Gewiß es ist besser, daß Alles so bürgerlich und gesellig und civilisirt vor sich ging. Die erste Schriftstellerversammlung hat ihre treffliche Seite, sie hat dadurch nicht nur allen zukünftigen vorgearbeitet, sie hat auch gezeigt, daß der Schriftsteller einen Stand hat, daß er sich gegenseitig zu achten und zu unterstützen weiß. Sie hat den Regierungen gegenüber bewiesen, daß der Schriftsteller reif ist zu seinem politischen Beruf, daß er sich zu beherrschen weiß und daß einer so herangewachsenen, von geselligem Geist und Selbstwürde erfüllten Körperschaft das ihm zukommende Recht des freien Wortes unter keiner Ausflucht mehr entzogen werden kann. Aber auch eine andere Seite hat diese erste Versammlung deutscher Schriftsteller, denn die Nation kann sagen, ja ihr seid ein Stand geworden, aber ihr habt die Individualität verloren, ihr seid reif, männlich geworden, aber ihr habt eure Jugend eingebüßt, ihr seid practisch geworden, aber eure Romantik ist in alle Winde gefahren. Ist es wirklich eine Schriftstellerversammlung, die hier stattgefunden? Sind es wirklich Männer der Schrift, der Poesie, des freien Gedankens, die sich zusammengethan? Ist es wirklich ein Theil der besten Geister unserer Literatur, die drei Tage gemeinsam verkehrten? Und wodurch unterscheidet Ihr Euch von der Versammlung der Landwirthe, Architekten, Philologen u. s. w. Ihr habt an Mäßigung und Anstand meine Erwartung übertroffen; aber was ich erwartete: den Schwung, die Poesie, die Blitze des Genius — danach suchte ich vergebens. Euer Selbstbewußtsein, Eure Standeswürde will ich gerne achten, aber als Ihr noch vereinzelt, abenteuerlich, tollköpfig, aber phantastisch, productiv durch die Welt irrtet, da habe ich Euch geliebt!

Die erste Schriftstellerversammlung ist ein Spiegelbild der gegenwärtigen Literaturrechtung gewesen. Die politische und materielle Richtung war in überwiegender Majorität vertreten, das künstlerische, ideale Element kam nicht zur Geltung. Zum großen Theile lag dies in der Dertlichkeit. Leipzig ist vorwiegend ein Heerd der practischen Literatur. Bei der nächsten Versammlung in Stuttgart, im Kreise der schwäbischen Dichterschule, in der Atmosphäre einer üppigern Natur, wird dies hoffentlich ausgeglichen werden, und die poetische Literatur eine kräftigere Vertretung finden. Uebrigens ist dieser literarische Reichstag mit seinem Versuch zu einer Art ewigen Landfrieden, zu einer organischen Einrichtung des deutschen Schriftstellerreichs, aller Anerkennung werth. Wenn es auch an eigentlichem Inhalte fehlte, wenn die Phantasie auch dabei leer ausging, so wurde doch die Form gewonnen, für alle spätern Wiederholungen. Der Vorsitzende, so wie die Anordner haben mit Energie und vielem Tacte dem Ganzen eine harmonische Abrundung gegeben und den fremden Gästen hat sich die sächsische Politesse und die Gastfreundlichkeit Leipzigs von der besten Seite sich präsentirt.

J. Kuranda.

IV.

N o t i z e n.

„Deutschland und das deutsche Volk“ von Duller.

— Bei Ditto Wigand in Leipzig erscheint: „Deutschland und das deutsche Volk in Schilderungen von Eduard Duller.“ Der Tittel klingt etwas abenteuerlich. Duller beabsichtig', ein organisches Lebensbild vom deutschen Volke in seinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Grund und Boden, mit den Thälern und Bergen, Wäldern und Auen, Strömen und Quellen vor unseren Augen aufzurollen, die Gegenwart darzustellen, wie sie mit festen Wurzeln aus einer großen Vergangenheit hervorstößt und nur dann zu einer segensreichen Zukunft erblühen kann, wenn diese Wurzeln mit Liebe gehegt werden. — An der Ausführung dieses Vorsatzes, so weit sie in vier Lieferungen vorliegt, läßt sich der warme Patriotismus, welchen der Verfasser seinen Schilderungen eingehaucht hat, nicht verkennen, wenn es auch mitunter scheinen will, als käme seine Vaterlandsliebe mit der Rhetorik in einen Conflict, aus welchem letztere siegreich hervorginge. Die Ausstattung ist elegant und unterscheidet sich sehr vortheilhaft von dem gedankenlosen Illustrationsunwesen, das eine unheilbare Modekrankheit geworden zu sein scheint. Duller's Text soll das geistige, Leben gebende Colorit zu den schönen Stahlstichen liefern. — Nur darf der Verfasser das Werk kein „Volksbuch“ nennen; wie der Text bisher gehalten ist, kann er nur Genuß und Werth für den publicistisch gebildeten Theil des deutschen Volkes haben.

Journalistische Situationen.

— Einen tragikomischen Beitrag zu den verwirrten Zuständen unserer Presse liefert die Situation, in welcher der Redacteur dieser Blätter sich befindet. Seit Monaten werde ich in der „Europa“ von einem anonymen Correspondenten mit rohen Schmähungen verfolgt. Nun könnte ich den Namen dieses Menschen nennen und ihn der verdienten Verachtung Preis geben — ich darf es aber nicht, denn wohlgemerkt — er ist Correspondent eines „ausländischen“ Blattes und die Nennung seines Namens würde eine Denunciation sein. Seinerseits weiß dieser Patron, daß ich mich aus diesem Grunde, jeder Anspielung, die ihn verrathen könnte, enthalten muß, und beutet daher seine ihm gesicherte Anonymität mit um so größerer Unverschämtheit aus. Ist dies mehr lustig oder traurig? E. W.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.